

# Berliner Tageblatt

## und Handels-Zeitung.

### Eine Unterredung

#### mit dem spanischen Minister des Auswärtigen Pio Gullon.

In der Begleitung des Königs Alfons XIII. von Spanien befindet sich augenblicklich in den Mauern Berlins auch der spanische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Pio Gullon. Herr Gullon übernahm, wie erinnerlich, das Portefeuille des Ausseners erst unmittelbar vor der Abreise des Königs von Madrid auf Bestimmung seines alten politischen und persönlichen Freundes Montero Rios, und das von ihm gebildete Kabinett kam in den wichtigsten politischen Fragen nur als eine Fortsetzung des Kabinetts Montero Rios gelten. Herr Gullon erfreut sich auch der Gunst seines jugendlichen Herrschers in besonderem Maße, und so erschien es uns wertvoll, aus dem Munde des Ministers einiges darüber zu erfahren, wie ihn, als dem höchsten verantwortlichen Ratgeber seines Monarchen, dessen Aufnahme in der Hauptstadt des Deutschen Reiches berührt habe, und vielleicht auch noch etwas über den Wärmegrad der gegenwärtigen Beziehungen der Großmächte Deutschland und Spanien als solcher zu einander zu hören.

Auf eine telegraphische Anfrage unseres Dr. A. v. W. Mitarbeiter's antwortete Herr Gullon gestern sofort auf demselben Wege, daß er sich zu einer Unterredung im königlichen Schlosse heute vormittag zwischen 11 und 12 zur Verfügung halte. Unser Mitarbeiter berichtet uns über den Verlauf dieser Unterredung folgendes:

Der Minister Pio Gullon empfing mich in seiner im Erdgeschosse des königlichen Schlosses an der Lustgartenstraße belegen Wohnung und erklärte sich in liebenswürdigster Weise bereit, in der erbetenen Weise, soweit es ihm möglich sei, Rede zu stehen. Herr Gullon ist kein Jungling mehr. Ich vermag nicht, an der Hand biographischer Daten zu verorten, in welchem Jahre er zur Welt kam. Auch haben die Sorgen und Aufregungen des ja gerade in seinem Vaterlande stets einmühsamen stürmischen politischen Lebens ihn vielleicht frühzeitig altern lassen. Er ist weißhaarig, geht stark nach vornüber gebückt und scheint zum mindesten ein hoher Sechziger. Aber die Augen blicken noch sehr jugendlich, scharf und klar durch, und der Schnitt des Antlitzes mit dem militärisch gehaltenen Schnurrbart und der feinen Fingerringe am Finger erinnert lebhaft an die Züge Ferdinand v. Siefers, in dessen Adern ja auch spanisches Blut fließt.

Der Minister führt mich mit großer Höflichkeit an seinem Schreibtisch, von dem aus man auf das Straßenbild vor der Schloßbrücke schaut, und an dem er sichtlich soeben im Arbeiten begriffen gewesen ist. Stummer Zeuge unserer Unterredung ist in einer Ecke des weiten und hohen Salons an einem runden Tischchen ein Sekretär, der vielleicht zugleich eine Kontrolle ermöglichen soll, falls der Mann der Zeitung den Staatsmann nicht wichtig verstand oder seine Aussagen falsch interpretiert. Wichtig ist die Mutter der Weisheit!

Unsere Unterredung wird auf französisch geführt, das Herr Gullon mit dem feinen Lausdeuten eigenen harten Akzente, sonst aber sehr gefällig, gewandt und korrekt handhabt. Der erste Frage, die ich an ihn richten will, kommt er schnell zuvor, indem er seine außerordentliche Befriedigung über den Empfang ausdrückt, der seinem Könige in Berlin zuteil geworden ist, eine Befriedigung, die der König selbst an lebhaftesten empfindet, die sich aber bei ihm, als des Königs ersten Diener, wie er sich ausdrückt, wieder spiegelt.

Von der deutschen Grenze ab sind wir, so sagt Herr Gullon, der Gegenstand ununterbrochener Aufmerksamkeit und Lebenswürdigkeit gewesen. Und hier in Berlin hat der Empfang unsere Erwartungen noch übertraffen. Der Kaiser und die kaiserliche Familie sind einfach charmant gegen uns, und die Bevölkerung hat durch ihre Haltung gezeigt, daß sie unseren Könige und unseren Lande eine sehr freundliche Begrüßung entgegenbringt, über die wir uns nur von Herzen freuen konnten. Die wichtigsten Punkte des Programms sind ja nun, wie Sie wissen, erledigt, und wir können daher jetzt

schon sagen, daß unser Besuch am Hofe des deutschen Kaisers einen sehr glücklichen Verlauf genommen hat."

Ueber das politische Verhältnis Spaniens zum Deutschen Reich äußert der Minister sich etwa folgendermaßen: Spaniens Wunsch ist es, mit allen Mächten Frieden und Eintracht zu halten. Und es gibt keinen Grund, der es uns unmöglich machen sollte, mit den besten Beziehungen zu Frankreich auch die besten Beziehungen zu Deutschland zu verbinden. Die einen schließen die anderen in keiner Weise aus; sie beeinträchtigen sich gegenseitig nicht, sie lassen sich sehr gut miteinander vereinbaren. Das hat ja übrigens der Welt schon die Tatsache gezeigt, daß unser König innerhalb der gleichen kurzen Spanne Zeit erst den Besuch des Präsidenten der französischen Republik empfing und gleich darauf seine Antrittsvisite in Berlin übernahm. Hier haben wir uns übrigens ja auch davon überzeugen können, daß glücklicherweise die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich auch wieder durchaus gute und "courtoise" sind.

Der Minister wiederholt dann noch mehrere Male, stark betont, die Worte: Wir wollen in Frieden leben mit jedermann; eine andere auswärtige Politik hat Spanien nicht!

Und die marokkanische Frage, Herr Minister?

Der Minister erwidert: "Ueber deren Einzelheiten bin ich nicht genau unterrichtet; ich kenne sie nur in ihren großen Zügen. Bedenken Sie doch — erst knapp 48 Stunden vor der Abfahrt des Königs von Madrid habe ich das Ministerium des Auswärtigen übernommen. Natürlich hatte ich schon vorher, ehe dies geschah, manche Unterredung mit dem Könige, in denen die wichtigsten Punkte unserer Politik erörtert wurden, aber die Führung der marokkanischen Angelegenheit bis zu ihrem jetzigen Stadium ist trotzdem naturgemäß das Werk meines Vorgängers gewesen, über dessen Maßnahmen im Detail ich nicht unterrichtet bin. Ich kann Ihnen daher nur sagen, welchen Standpunkt das spanische Kabinett im Augenblick zu der marokkanischen Frage einnimmt. Dieser Standpunkt läßt sich dahin präzisieren, daß wir uns herzlich freuen, freizeitlich Interesses in Marokko zu verfolgen, weil wir dreizehnteuropäische Macht sind, die der nächste Nachbar Marokkos ist, und weil wir auf afrikanischem Boden einen Besitz, auch solchen besitziger Natur, unser eigen nennen. Wenn wir jedoch eine Verdrängung dieser speziellen Interessen beanpruchen, so erwarten wir sie um so eher möglich, als unsere Interessen mit denen keiner anderen Macht kollidieren, und wir Sonderverordete, zum Beispiel Monopole, nicht für uns fordern. Wir bezweifeln daher nicht, daß die Konferenz in dieser Hinsicht unseren Hoffnungen durchaus entsprechen wird."

Ist der Vorschlag, Algeciras zum Sitz der marokkanischen Konferenz zu wählen, von der spanischen Regierung ausgegangen, Herr Minister?

"Insofern nicht, als wir nur den Wunsch geäußert haben, daß die Konferenz innerhalb spanischen Gebietes und möglichst nahe an Marokko abgehalten werden möchte. Algeciras selbst haben wir dabei nicht genannt, aber als die Stadt dann von anderer Seite als geeignet bezeichnet wurde, konnten wir uns damit natürlich nur durchaus einverstanden erklären. Und jetzt ist unsere Regierung, wie Ihnen ja bekannt sein wird, bereits damit beschäftigt, die Vorbereitungen zu treffen, um die Delegierten der beteiligten Mächte in Algeciras würdig zu empfangen, das einzige Hotel dort für sie in stand zu setzen usw."

Wer wird Spanien auf der Konferenz vertreten?"

Herr Gullon erklärt, daß hierüber zur Stunde noch nichts beschlossen sei, und daß seines Wissens auch die übrigen Mächte sich noch nicht über die Wahl ihrer Vertreter in Algeciras endgültig schlüssig gemacht hätten.

Und nun, Herr Minister, eine sehr indirekte Frage: wie steht es um die seit 48 Stunden vertreteten Gerüchte, von der vielleicht noch in Berlin zu erwartenden Verlobung Ihres Königs?"

"Darauf kann ich Ihnen weder in bejahendem noch in verneinendem Sinne antworten," so lautet der Bescheid des Ministers, der dabei durchaus nicht den Eindruck macht, als sei es ihm um diplomatische Ausflüchte zu tun. Denn er fährt fort: "Der König hat bis zu dieser Stunde auf der ganzen Reise noch nicht ein einziges Wort über dieses Thema mit mir gesprochen. Ich darf mich aber rühmen, das Vertrauen meines Souveräns zu besitzen, und ich glaube, daß er einen so wichtigen Schritt nicht von heute auf morgen ohne mein Vorwissen unternehmen würde."

Wie würde man nach Ihrer Ansicht, Herr Minister, die Verlobung des Königs mit einer deutschen Prinzessin in Spanien aufnehmen? Würde man es nicht lieber sehen, daß er seine Gefährtin aus romanischer Stämme wähle?"

"Ich glaube nicht, daß die öffentliche Meinung bei uns diese Frage vom Hofstandpunkte aus betrachtet. Der Wunsch ist bei uns im Lande allgemein, daß der König sich so bald wie möglich verheiratet. Und da das Land katholisch ist, so wünscht man begriffsicherweise auch, daß die künftige Königin dem katholischen Glauben angehören möge. Wenn sie aber sonst lebenswürdig und sympathisch ist — so ist das alles, was man von ihr in Spanien verlangt."

Zum Schluß machte ich den Minister noch auf die letzten aus Spanien entzogenen telegraphischen Meldungen aufmerksam, nach denen die Stellung seines kaum begründeten Kabinetts bereits erschüttert sein solle.

Der Minister hat hierfür nur ein Lächeln. Er weist mit dem Zeigefinger auf seine Brust und erklärt: "So weit das mich angeht, mögen sich die Leute beruhigen. An eine Erschütterung meiner Stellung ist kein Gedanke. Auch wüßte ich nicht, was in der kurzen Zeit seit meiner Abreise so Wichtiges hätte vorkommen sollen. Sie laiden mich übrigens, als Sie kamen, gerade dabei, an meine Ministerkollegen nach Madrid zu schreiben, mit denen ich natürlich im Auslande nicht so enge unterbrochene Fühlung haben kann wie in der Heimat."

Damit hat die Unterredung ihr Ende erreicht. Der Ministerpräsident geleitet mich mit der ihm eigenen Würdigen und ein wenig gemessenen Grandezza durch seinen langen Salon hindurch und dankt in der Tat noch einmal: auch der Berliner Presse für die Sympathien, die sie seinem König und Herrn bewiesen habe. ....

Dr. A. v. W.

### Ein Eisenbahnstreik in Oesterreich.

(Von unserem Korrespondenten.)

Wien, 8. November.  
Vor einigen Tagen hat auf den Staatsbahnen in Böhmen ein seltsamer Streik begonnen, dem Anfangs in den politischen und wirtschaftlichen Kreisen Oesterreichs wenig Beachtung geschenkt wurde, der aber von gestern auf heute plötzlich auch die großen und kleinen Privatbahnen in Böhmen und anderen Teilen der diesseitigen Reichshälfte ergriß und ganz unerwartet eine kritische Lage sondersgleicher herbeiführte.

Der Streik ist der einer "passiven Resistenz" der Bahnarbeiter, der erklärt werden muß, da der Ausdruck sonst kaum verstanden würde. Die Bahnarbeiter verlassen nämlich ihre Stellungen nicht, besorgen nach wie vor den Dienst, halten sich aber bei der Erfüllung ihrer Pflichten ausschließlich an ihre Instruktionen, die sie wortgetreu und nicht sinngemäß befolgen. Alle Wechseltungen über die vorhandenen Vorschriften hinaus werden nach dieser Art nicht natürlich auch verweigert. Der Verkehr erscheint danach nicht eingestellt, aber es entziehen dabei solche Verzögerungen, Verspätungen und Stockungen, daß eine Einstellung des Verkehrs sich in absehbarer Zeit naturgemäß ergeben muß, wobei die Eisenbahnverwaltungen aber verpflichtet wären, die Löhne weiterzuzahlen, da eine direkte Verlesung der Vorschriften durch die Arbeiter nicht nachgezogen werden konnte. Bisher beschränkten sich die Stockungen hauptsächlich auf den Güterverkehr in Nordwestböhmen, nun aber drohen sie ein unendlich weiteres Gebiet zu ergreifen. Bei diesem Verkehr ergaben sich seit

der Ostsee die wertvollen Güter europäischer Kultur zu bewachen. Wohl ist es wahr: die Finnen haben von dem, was sie da mit so viel zäher Kraft festhalten, nur das Wenigste selbst geschaffen, sie haben es vom Westen, von germanischen Schweden oder noch weiter her bekommen. Nicht etwa, daß die Schweden es ihnen als nachbarliches Geschenk, aus lauter Freundschaft gebracht haben; auch den Schweden galt, wie später den Russen, die Halbinsel zwischen den beiden Meerbusen samt ihren Bewohnern nur als Objekt der Exploitation. Wenn sie Finnen, die einen eigenen Staat gebildet haben, eine öffentliche Ordnung und eine Rechtsverfassung gaben, wenn sie Finnland mit starken Kulturfesteln an den skandinavisch-baltischen Westen zu fetten wußten, so geschah das nur in ihrem eigenen Interesse. Hart genug haben es die Finnen auch während des halben Jahrtausends schwedischer Herrschaft gehabt: mit blutigen Kämpfen hielt das Christentum vom Vortäufeln des Bufen her Eingang in ihrem Lande, und die schwedischen Großen haben auf ihren finnischen Lehnen Raub und Erpressung nach Herzenslust geübt. Fährten Rußland und Schweden Krieg miteinander, so fielen die Hiebe auf Finnland hagelartig. Aber all die Seimlichungen schienen der dickhalzigartigen Art dieses Volkes auf die Dauer nichts anzuhaben. Die Finnen erhielten trotz aller schwedischen Einflüsse ihr Volkstum und ihre Sprache intakt, sie wehrten sich mit Erfolg gegen alle Versuche der schwedischen Grafen und Barone, sie zuhörigen herabzubringen. Und wenn die Bedrängnis durch die Großen ihnen gar zu arg wurde, brachen sie in blutigen Aufstand gegen sie los oder ließen die ererbten Bauerhöfe oder und unbewohnt liegen, um weiter nordwärts zu ziehen, wo sie zwischen Seen und Sümpfen im wilden Urwald sich neue freie Heimstätten gründeten.

### Die Finnen.

von Thomas Schäfer. (Nachdruck verboten.)

Es war Ende Juli dieses Jahres, an einem köstlichen nordischen Sonntagvormittag. Ich stand vor dem großen Wunder des finnischen Landes, dem Juntarakal, und harzte in das wildig-gigantische Chaos von Schaum und Gisch, das mit madstvollem Rauschen zwischen den riesigen Granitblöcken zur Tiefe strekte. Es ging wie ein Baum aus von diesem grandiosen Stück Natur — hätte mich jemand angesprochen, ich hätte kein Wort der Erwidrerung gewagt.

Nüchlich blühten aus einer Louifengruppe neben mir deutsche Worte an mein Ohr:

„Alles nur HO!"

Und gleich darauf erscholl eine helle Mädchenstimme:

„Den Wig haben Sie schon im vorigen Jahre gemacht, Herr Weigandt!"

Die drei oder vier jungen Damen, die da mit Herrn Weigandt und noch einem zweiten Herrn, anscheinend Wylborger, den ich nicht kenne, zusammenstanden, lachten über die gut gestellte kleine Botschaft. Dann plätscherten sie weiter in dem, wie es schien, nur für einen Augenblick unterbrochenen Wandmannschäfts-Trausch:

„Und Käthen Fleischer in Riga verlobt sich nun doch mit dem Dr. Steinwald!"

Da Käthen's heroischer Entschluß mich ziemlich kalt ließ, schritt ich weiter, an linken Ufer des tiefenalles entlang. Überall standen und saßen wie in stummer Andacht schwermütige Menschengruppen, lauter „Eingeborene", teils in häßlichen Gewand, teils in der schlichten, nicht unbedeutenden Banertracht, die Männer mit mächtigen schwarzen Hüten, die Frauen mit dem weißen Kopftuch, das sie nicht ohne Stolz

zu tragen wußten. In dichten Scharen waren sie hergepilgert und starren nun wie lausend in die gähnenden weißen Strudel, als ob sie — und nur sie, die Kinder dieses seltsamen, düster-schönen Landes — aus dem Fischen und Brausen der stürzenden Wassermassen eine heimliche Stimme vernähmen:

„Verzaget nicht, ihr Männer und Frauen von Suomi! Die alten finnischen Götter, denen eure Ahnen unter heiligen Waldbäumen Milchopfer darbrachten, sie sind noch nicht tot und haben euch nicht vergessen. Bleibt hart und seht wie dieses Land von Granit, das euch geboren, wie diese trotzigsten Mauern meines Bettes, an denen die Wasserflut nun schon seit Jahrtausenden vergeblich leckt! Bleibt so, wie ihr seid, — und keine Gewalt, keine Knechtung, kein fremdes Herrschergeflühe wird euch je etwas anhaben."

Ein leichter Spritzer neigte die Gesichter der Zunächststehenden, und sie lachten, warfen einen Blick nach den Wirbeln und Föhren des düstern Forstes und starren dann wieder in die tosenden Wasser „ihres" Juntara.

Hart, schwerfällig, wie von Granit — so erschienen die Finnen dem Fremden auf den ersten Blick. Der Gegenlag zwischen ihrer Art und dem weichen, molluskenhaften Wesen der Russen kann nicht größer sein. Eine Amalgamierung beider Elemente scheint schon durch den Massengegenlag ausgeschlossen. Aber auch die kulturellen Traditionen beider Völker sind so verschiedenartig, daß sie aus gegenseitigem Antriebe nie aneinander kommen können: hier wogt das unabsehbare Meer der slavischen Halbbarbarei, eine Welt, noch gefaltlos und rot, mit kaum fühlbaren Ansätzen höherer Eigenkultur — und dort, in Finnland, ist abwärts ein widerhaariges, rauhes Völkchen, nicht einmal europäischer Artspürbares, jenseitig mit Lürken, Läuigen, Magaren verwandt, und doc. ....fen und befähigt, im östlichen Winkel